Königliches Gymnasium zu Dt. Krone.

Wissenschaftliche Beilage

zum

Programm Ostern 1893.

Chamissos Peter Schlemihl

von

Julius Schapler.

Druck von F. Garms in Deutsch-Krone.

1893 Nr. 26.

Chamissos Peter Schlemihl.

Inhaltsübersicht.

I. Es ist eine befremdende Erscheinung, daß über die Auffassung einer hervorragenden, deutschen Dichtung, die sich einen verdienten Weltruhm erworben hat, noch immer die widersprechendsten Ansichten nicht allein im Volke, sondern auch unter den berufensten Litterarhistorikern herrschen.

Die Zahl der Schriften über Chamissos Peter Schlemihl und über die Rätsel dieses „sibyllinischen Büchleins" ist groß, und keine von ihnen allen hat eine allgemein befriedigende, überzeugende Lösung gebracht. Bedarf es denn überhaupt einer allegorischen Auffassung der Dichtung? — Sie ist es nämlich besonders, die bisher Streitpunkte und Schwierigkeiten in Fülle geboten hat.

Koberstein[1]) versteht unter dem Schatten nichts anderes als nur den Schatten. Lindemann[2]) äußert sich dahin, daß man mit Unrecht dem Dichter und seinem Werke ganz neue, ihm durchaus fremde Ideen unterlege, er wolle sich bloß an den Schattenspielen seiner Phantasie ergötzt haben. — Mit ähnlichen Äußerungen weist noch eine Reihe anderer Gelehrten jede symbolische Auffassung der Dichtung zurück. Hören wir ferner des Dichters eigene Worte über Zweck und Veranlassung seines Werkes! — „Ich will," so schreibt er[3]) in einem Briefe an den Staatsrat Trinius, „mit meiner Poesie

1) Koberstein, Geschichte der deutschen Nationallitteratur, 5. Aufl. Leipzig 1873.

2) Lindemann, Geschichte der deutschen Litteratur. 1866.

3) A. v. Chamissos Werke: in der Ausgabe Hitzigs, 2. Aufl. Bd. 5. Seite XIV (Hitzigs Vorrede).

selten etwas. — Der Schlemihl ist auch so entstanden. Ich hatte auf einer Reise mein ganzes bewegliches Gut verloren. Fouqué frug, ob ich nicht auch meinen Schatten[4]) verloren habe, und wir malten uns das Unglück aus. Ein anderes Mal ward in einem Buch von Lafontaine geblättert, wo ein sehr gefälliger Mann in einer Gesellschaft allerlei aus der Tasche zog, was eben gefordert wurde, — ich meinte, wenn man dem Kerl ein gut Wort gäbe, so zöge er auch noch Pferde und Wagen aus der Tasche. Nun war der Schlemihl fertig."

So scheint es, als wenn wir obige Frage verneinen und zugeben müssen, daß das poetische Kunstwerk, als reines Märchen aufgefaßt, zu befriedigen imstande ist und befriedigt hat. Was bezwecken dann aber die vielfachen Beziehungen auf die Wirklichkeit, die Lebenswahrheiten und Erfahrungssätze, die wir wie hellleuchtende Edelsteine durch die Dichtung gestreut finden? — Beachtenswert sind in dieser Richtung doch auch Äußerungen von Freunden und Zeitgenossen des Dichters. Varnhagen von Ense, Chamissos „vertrauter Herzensbruder," äußert sich in seinen Denkwürdigkeiten (5,431) über diesen Punkt: „Unser Freund Chamisso hat es in diesem Büchlein — — nicht an — — Lebensbeziehungen fehlen lassen, er hat Wahrheit darin verarbeitet; — in den Schilderungen entdecken sich täglich neue Züge und Winke, die auf das wirkliche Leben anspielen, — und große Schätze mögen im Laufe der Zeiten sich noch darin enthüllen. Wir selbst haben vieles darin gefunden u. s. w."

Von der gleichen oder ähnlichen Voraussetzung scheint auch Fouqué, der schon 1805 einen innigen Dichter- und Herzensbund geschlossen hatte, auszugehen, wenn er an Hitzig[5]) schreibt: „Es

---

[4]) Eine ähnliche Scherzfrage hatte nach Rauschenbuschs Mittheilung (Peter Schlemihls wundersame Geschichte von A. v. Chamisso, Berlin, Grote. 1876 Einleitung X) früher Chamisso an Fouqué gerichtet. — Auf einem Abendspaziergange, als die Sonne lange Schatten warf, so daß derkleine Fouqué nach seinem Schatten fast so groß aussah, als der hochgewachsene Chamisso, sagte dieser: „Sieh, Fouqué, wenn ich Dir nun Deinen Schatten aufrollte und Du ohne Schatten neben mir wandern müßtest?"

[5]) Fouqués Brief an Hitzig, Ende Mai 1814, vgl. Chamisso, Peter Schlemihl, Leipzig, Bibliograph. Institut, Einleitung Seite 6.

trügt mich alles oder in unserm lieben Deutschland schlagen der Herzen viel, die den armen Schlemihl zu verstehen fähig sind — — es giebt für die gedruckten Bücher einen Genius —. Auf allen Fall hat er ein unsichtbares Vorhängeschloß vor jedwedem echten Geistes- und Gemütswerke und weiß mit einer ganz untrüglichen Geschicklichkeit auf- und zuzuschließen." — Daß auch für die tiefer Denkenden der späteren Zeit die symbolische Auffassung ein ästhetisches Bedürfnis war, beweisen die zahllosen Deutungsversuche. Vor allem aber haben wir Äußerungen des Dichters selbst, die zum mindesten die Zulässigkeit einer derartigen Auffassung voll bestätigen. In der Fortsetzung des oben angeführten Briefes an Trinius, vgl. 3, heißt es: „— wie ich einmal auf dem Lande Langeweile und Muße genug hatte, fing ich an zu schreiben. In der That brauchte ich nicht den Baron de Feneste gelesen zu haben, um praktisch allerlei — — vom Leben losgekriegt zu haben Aber mein Zweck war nicht diese Wissenschaft an den Mann zu bringen, sondern Hitzigs Frau und Kinder, die ich als mein Publikum vorangestellt hatte, zu amüsieren, und so kam es denn, daß sie und andere darüber gelacht haben."

Chamissos Peter Schlemihl scheint also eine Doppelnatur zu haben; es scheint eine Fabeldichtung in phantasievoller, märchenhafter Ausschmückung zu sein, die an und für sich den unbefangenen Leser voll und ganz befriedigen kann, dem tiefer Denkenden aber bei einer bestimmten Auffassung eine Menge praktischer Lebensweisheit zeigt.

Welche Auffassung vermittelt uns nun diese?

Von jeher hat unter den Beurteilern von dichterischen Kunstwerken eine allerdings erklärliche Neigung bestanden, sie, besonders wenn sich dem Verständnisse irgend welche Schwierigkeiten entgegenstellen, zu der Person der Zeit und den Zeitgenossen des Dichters in enge Beziehung zu setzen und durch eifrige Jagd nach sogenannten Urbildern ihre Erklärung zu versuchen. Wie weit dies bei andern Kunstgebieten gerechtfertigt sein mag, entzieht sich unserm Urteil; in der Poesie muß dieser Weg jedenfalls mit äußerster Vorsicht und nüchternstem Urteil betreten werden, wenn er nicht

statt zur Klärung zur größeren Verwirrung führen soll. Nicht nur die Schriftsteller des Altertums sind von dieser Suche nach Urbildern und versteckten Anspielungen gemaßregelt worden; auch die neuere Litteratur hat von ihr zu leiden gehabt. Schon Altmeister Göthe klagt wiederholt hierüber, und Riemer, des Dichters vieljähriger Vertrauter, bezeugt uns, daß ihm solcherlei Nachweisungen seines Stoffes durchaus widerwärtig waren. Zu Eckermann sagt z. B. Goethe einmal: „Da wollen sie wissen, welche Stadt am Rhein bei meinem Hermann und Dorothea gemeint sei; als ob es nicht besser wäre, sich jede beliebige zu denken. Kern spricht über diese Art der Erklärung gelegentlich[6]) folgendes Urteil aus: „Noch viel weniger kommen wir ins Klare, wenn wir uns fruchtlos abmühen, das Urbild aufzusuchen, nach welchem der Dichter gebildet haben soll. Selbst wenn solche Thatsachen durch eigene Äußerungen des Dichters allem Zweifel entnommen wären, so könnte ein vergleichender Blick auf das Urbild und das poetische Gegenbild ebenso oft das Urteil trüben und verwirren, wie ihm zu größerer Klarheit verhelfen.“ — Der Breslauer Philosoph Lipps wendet sich in seiner Schrift: Der Streit über die Tragödie[7]) ebenfalls gegen diese und ähnliche Art des Heranziehens äußerer Momente und stellt als Grundlage jeder ästhetischen Beurteilung den Satz auf: „Das Kunstwerk repräsentiert eine Welt für sich, und nichts geht uns bei seiner Betrachtung an und kann für seine Beurteilung in Betracht kommen, was nicht eben dieser Welt angehört.“

Allerdings schweben wohl dem Dichter bei seiner Zeugungsarbeit bald sein Ich, seine Art und seine jeweiligen Gemütsstimmungen vor, bald kopiert er andere Personen seiner näheren oder ferneren Umgebung, stimmt, der Macht der leitenden Idee gehorchend, den einen Zug herab, verklärt den andern poetisch; denn er schöpft aus der Summe seiner Erfahrungen auf seelischem und intellektuellem Gebiete, und Leben und Dichten sind unzertrennlich. Was er aber schließlich gestaltet, löst sich los von seiner

---

6) Kern, Goethes Tasso. Seite 60.

7) Lipps, der Streit über die Tragödie, Hamburg-Leipzig 1891. Seite 25.

Persönlichkeit und gewinnt objektives Leben. Ein Kunstwerk, dessen anschauliches Verständnis erst durch litterar-historische Notizen ermöglicht wird, ist eben kein rechtes Kunstwerk.

Jener Art von Erklärung ist auch unser „Peter Schlemihl" anheimgefallen, und irren wir nicht, so hat dieser Umstand nicht wenig dazu beigetragen, daß die Frage nach dem tiefern Sinn der Dichtung und ihren künstlerischen Zwecken noch immer nicht zum Abschluß gekommen ist.

Uns dünkt, der Erklärer hätte sich zuvörderst in die Ideen der Dichtung zu vertiefen, aus diesen heraus die Lösung der Frage nach der Bedeutung des Schattens zu versuchen, auf Grund des gelösten Rätsels den tiefen Gehalt an Lebenswahrheit, von dem der Dichter selbst spricht, vgl. 3, zu enthüllen und dann erst durch Vergleiche mit etwaigen Urbildern, durch nüchterne Prüfung aller bezüglichen Äußerungen das historische Verständnis des Ganzen zu vertiefen: statt dessen hat man meist den umgekehrten Weg einzuschlagen beliebt.

Bendel hieß Chamissos eigener, treuer Diener, ein Pudel war eine Zeit lang sein getreuer Gefährte, eine Kurtka überliefertermaßen ein beliebtes Kleidungsstück des Dichters, die philosophische Weltanschauung, die er im Anfang des achten Kapitels Schlemihl aussprechen läßt, die gleiche wie die, welche er im sechsten Bande seiner Schriften[8]) als sein Glaubensbekenntnis bezeichnet, Naturwissenschaft auch sein Lieblingsstudium: folglich kann Schlemihl nur Chamisso selbst sein. Weiter fragte man sich: was hatte Chamisso verloren oder gar nicht besessen, was allenfalls als schattenhaft bezeichnet werden kann? — Und nun wurde je nach Geschmack von dem einen das Vaterland, von dem andern die Lebensstellung, von dem dritten gesellschaftliches Talent, Orden, Titel, Konfession u. s. w. als der verlorene Schatten bezeichnet.

So war der Trugschluß fertig, der scheinbare Bestätigungen in den damaligen Zeitverhältnissen, dem Gemütszustande des Dichters und scherzhaften oder metaphorischen Äußerungen desselben fand.

[8]) A. v. Chamissos Werke (vgl. 3): Bd. 6, S. 207 oben.

Welchen Wert haben nun aber diese Deutungen für das Kunstwerk als solches? — wie steht es bei ihrer Anwendung um die einheitliche Durchführung der Hauptideen, um die Komposition? welches ist nun jene Lebensweisheit, von der der Dichter selbst spricht?

IIa. Verkaufter Schatten — verlorene Heimat. Kluge spricht in seiner Geschichte der deutschen Nationallitteratur [9]) diese Ansicht mit folgenden Worten aus: „Der verkaufte Schatten des unglücklichen Schlemihl mag wohl die verlorene Heimat des Dichters bedeuten, der auch sonst seinem tiefen Schmerz, Heimat und Vaterland verloren zu haben, Worte leiht —." Dasselbe vertreten mit geringen Farbunterschieden in der Auffassung eine große Reihe von Litterarhistorikern, unter ihnen Hillebrand[10]), König[11]), Vilmar[12]), ferner K. Fulda in seinem zur Verherrlichung der Säkularfeier Chamissos mit warmer Begeisterung geschriebenen Buche[13]): „Chamisso und seine Zeit," Hüser in seinem Aufsatze: „wie Chamisso ein Deutscher wurde," bis zu einem gewissen Grade auch Roquette[14]) in seiner Geschichte der deutschen Dichtung und andere.

Ausgehend von den oben mitgeteilten Angaben des Dichters über die Entstehung seines Werkchens fährt König in der Begründung seiner Ansicht, daß Chamisso den eigenen Schmerz, das Weh der Vaterlandslosigkeit im Schlemihl zum Ausdruck gebracht hat, fort: „Es liegt das ja so nahe anzunehmen. Sein Herz war geteilt zwischen seiner angeborenen und seiner neuen Heimat bei den Kämpfen um Deutschlands Befreiung. „Die Zeit hat kein Schwert für mich, nur für mich keines!" rief er oft wehmütig aus."

Dieser wohl bezeugte Schmerzensruf ist allerdings recht bezeichnend; um jedoch solche weittragenden Schlüsse zu ziehen, wie

---

9) Kluge, 8. Aufl. Altenburg 1877. S. 197.

10) Hillebrand, die deutsche Nationallitteratur im 18. und 19. Jahrhundert. 3. Aufl. Gotha 1875. Bd. 3.

11) König, Deutsche Litteraturgeschichte. 15. Aufl. Bielefeld-Leipzig 1883. S. 563.

12) Vilmar, Geschichte der deutschen Nationallitteratur. 10. Aufl. Marburg-Leipzig. 1864. S. 555.

13) Karl Fulda, Chamisso und seine Zeit. Leipzig. 1881. S. 124.

14) Roquette, Geschichte der deutschen Dichtung u. s. w. 2. Aufl. Stuttgart. 1872. Teil 2. 487.

es mit König noch mehrere andere thuen, scheint uns eine genauere Erkenntnis des damaligen Seelenzustandes unseres Dichters nach dieser Seite hin erforderlich zu sein. War es die Sehnsucht nach der verlorenen Heimat, wie einige meinen, und der Schmerz über das Sinken ihres Glücksterns? war es der Schmerz, von Deutschland noch nicht als Sohn anerkannt zu sein und das peinliche Gefühl, aus Pietätsrücksichten sich von der großen Befreiungsthat fernhalten zu müssen? oder war es etwa ein seltsames Gemisch von beiden Empfindungen? — Diese interessante Frage nach der Entwicklung des nationalen Gefühls Chamissos, deren Beantwortung auch für unsere späteren Erörterungen von Wichtigkeit ist, läßt sich auf Grund des reichen Materials, das uns besonders in Chamissos offenherzigen Briefen vorliegt, ziemlich erschöpfend behandeln. Freilich ist es dabei wie bei der Behandlung aller tieferen psychologischen Vorgänge notwendig, möglichst auf die ersten Anfänge zurückzugehen.[15])

Im Jahre 1801 sehen wir den zwanzigjährigen Jüngling als Lieutenant in einem Berliner Regiment Dienste thun. Eben sind seine Eltern und Geschwister, nachdem der damalige erste Konsul Napoleon den französischen Emigranten die Rückkehr in das Vaterland gestattet hat, zurück nach Frankreich gezogen. Adelbert fühlt sich recht unglücklich. „Ich will Euch,“ so schreibt er[16]) an seine Freunde, „Rechenschaft geben von einem der schmerzlichsten Augenblicke meines Lebens, von einer vielleicht ewigen Trennung von allem, was mich an das Dasein fesselte. — Teure Freunde, ich bin sehr bewegt gewesen —.“ Diese Tiefe des Schmerzes ist zwar genügend begründet durch die innige Kindes- und Bruderliebe des zartfühlenden Dichters, mag wohl aber um so mächtiger von seiner Seele Besitz genommen haben, je unbefriedigter deren Zustand damals war. Der zweijährige Pagendienst, der seinem Eintritt in das Heer zuvorging, hatte ihm durchaus nicht zugesagt; nicht viel mehr befriedigte ihn seine Stellung als Fähnrich und nun als

---

15) Hüsers Aufsatz: „wie Chamisso ein Deutscher wurde“, in dem er eben dieselbe Frage eingehend behandelt zu haben scheint, war nicht zu beschaffen.

16) K. Fulda (vgl. 13); S. 25. Zl. 21.

Offizier. Einerseits sträubte sich seine innerliche, dabei etwas schroffe, steife Art gegen das höhere gesellschaftliche Leben jener Zeit, dem er sich nicht entziehen durfte. „Aus mir will man," schreibt er in einem von Fulda zum ersten Male mitgeteilten Briefe[17]) vom Jahre 1798, „einen liebenswürdigen Mann machen, aus mir. Ich werde, was in meiner Kraft steht, thun, sie zu befriedigen; aber seufzend gebe ich die bescheidene Rolle als Chevalier auf." — An einer andern Stelle heißt es[18]): „Ich liebe die Gesellschaft nicht, es ist nur erlaubt zu reden, um nichts zu sagen, und jeder Mensch, der eine Meinung hat, ist daraus verbannt. Was mich betrifft, so habe ich, ungeachtet meines Skepticismus, einige, an denen ich festhalte." — Mit welchen Empfindungen er andererseits den Pflichten seines Berufes nachging, beweisen Äußerungen, die er in einem langen Briefe an seine Schwester Luise vom 5. Mai 1800 macht, der uns einen tiefen Blick in seinen damaligen Seelenzustand machen läßt. Mit Beziehung auf die bevorstehende Verheiratung seiner Schwester schreibt er[19]): „Meine liebe Freundin, wenn Du Kinder hast, wird man sie niemals in diesem verfluchten Lande (wahrlich, das Wort ist mir entschlüpft) lassen, um das Metier auszuüben, das ich treibe, es verdorrt den Geist und tötet das Herz; drehe ihnen lieber den Hals um, wie in Lacedämon, aber mache keine preußischen Soldaten daraus. Wohl ist es eine schöne Sache, Soldat für sein Vaterland zu sein, an der Grenze zu fallen, sein Leben in der Mitte von besiegten Feinden seines Vaterlands zu verlieren; aber dieses Leben, liebste Lise, zu verkaufen um den Preis von acht Thalern fünfundzwanzig Groschen monatlich, das ist ein schändliches Metier." — Zwar verkennt er die Vorzüge deutschen Wesens, die er bald so voll und ganz zu würdigen verstand, nicht mehr, wohl spricht er mit hoher Achtung von dem deutschen Charakter, mit Liebe von seinem Monarchen, mit Verehrung „von seinem Freunde Kant" und „den lieben deutschen Poeten, in deren Gemeinschaft ihm eine höhere Welt

---

17) ebenda. S. 42—43.
18) ebenda. S. 45.
19) ebenda. S. 32—33.

aufgehe", aber unbefriedigt und unfertig, wie er ist, allein und verlassen, mußte er ganz von dem Gedanken an die Heimat erfüllt werden. „Mein Herz," schreibt er in dem oben erwähnten Briefe an seine Schwester, „klopft beim Anblick gewisser Gegenstände, gewisser Gerichte, die an mein liebes Frankreich erinnern, und ich bin wie ein Kind. Neulich malte ich mir den Garten im Gedächtnis bis in die kleinste Krümmung der entferntesten Alleen, bis auf den unbedeutendsten Strauch, und meine Einbildungskraft wurde so lebhaft, daß sie mir mit der größten Bestimmtheit alle diese unbeachtet gebliebenen Einzelheiten vorführte. Ich war wie außer mir. — Du begreifst es nicht, meine Freundin, und Du würdest lachen, wollte ich Dir auseinandersetzen, mit welchem Entzücken noch heute das heimatliche, französische Grün, sein bekannter Duft mein Herz erfüllt." —

Die Eltern sind es selbst, die ihn zu bestimmen wissen, diese Sehnsucht, welche offenbar einen etwas schwärmerischen Charakter angenommen hatte, niederzukämpfen und vorderhand in preußischen Diensten zu bleiben. —

Aus dem Juni 1801 stammt noch ein für unsere Frage beachtenswerter, kurzer Brief.[20]) Beunruhigt wegen eines wahrscheinlichen Feldzugs gegen Frankreich schreibt Chamisso: „Ich denke daran, meinen Abschied zu nehmen oder während des Feldzuges unter der Reserve zurückzubleiben, daß es gegen mein Gefühl und gegen meine Grundsätze ist, mein Vaterland zu bekämpfen." Im nächsten Jahre endlich giebt ihm die bedenkliche Erkrankung seines Bruders Gelegenheit, sein Geburtsland wiederzusehen. Zwar fehlen über die Eindrücke dieses Besuches genauere Berichte, doch ist es wahrscheinlich, daß er schon diesmal nach manchen Seiten hin herbe Enttäuschungen erfahren. Fulda, der ja an den mündlichen Mitteilungen nächster Verwandten des Dichters eine ungetrübte Quelle hierfür gehabt, sagt in seiner Säkularschrift[21]): „Adelbert mußte in Geschäften, die er für seinen kränkelnden Vater übernahm, noch länger (bis Anfang des Jahres 1803) bleiben. — Er hatte

20) ebenda. S. 47.
21) ebenda. S. 48.

gefunden, daß mit den Anschauungen der Seinigen seine eignen nicht mehr übereinstimmten —.“

Nach Deutschland zurückgekehrt versenkte er sich tief in das Studium der deutschen Litteratur: Klopstocks Messiade zog ihn mächtig an, mächtiger noch Schillers Genius, der nach seinen eigenen Versicherungen mit elektrischer Gewalt die noch schlummernden Kräfte seiner Seele früh geweckt hat. Als ein weiteres entscheidendes Ereignis trat in Chamissos Leben die Bekanntschaft mit W. Neumann und mit Varnhagen. Durch die Verbindung mit diesen geistesverwandten, gleichstrebenden Männern und deren Gefährten hat er das gefunden, woran es ihm bisher zur Entwicklung seiner Fähigkeiten gemangelt. Deutsche Dichtung und deutsche Freundschaft waren die machtvollen Einflüsse, unter denen sein edles Wesen und sein strebsamer, hochbeanlagter Geist sich zu so herrlicher Blüte entfaltete. Naturgemäß konnte diese geistige Entwicklung nicht ohne Einwirkung auf sein nationales Empfinden bleiben. Wohl erfaßt ihn noch zuweilen jene schwärmerische Sehnsucht nach dem Lande, wo seine Wiege stand, wohl ist er sich bewußt, worin der Franzose vor dem Deutschen den Vorzug verdient; doch immer deutlicher bahnt sich die Erkenntnis an, daß die Wurzeln seines Wesens, seiner Kraft im geistigen Boden Deutschlands liegen. —

Was ihm in einem Jahre seine deutschen Freunde, was ihm Berlin geworden ist, erfahren wir aus einem Briefe, den er im Jahre 1805 als Offizier der mobilen Armee von Hildesheim aus schreibt[22]: „Mein Historiograph und Bibliothekar Hermann wird Euch von meinem Scheiden aus Berlin erzählt haben; was ich hinzuzusetzen habe, ist, daß nicht das Scheiden zugleich von der Familie und dem Vaterlande an so vielen Fäden meines Herzens gerissen hat, als dieses Scheiden. Ich vergesse Euch nie, nie, die Ihr mir also Freundschaft und Teilnahme erwiesen habt, nein, bei der leuchtenden Sonne, ich vergesse Euch nie! Und ich Frevler wußte nicht zu enden, wenn ich Berlin eine Öde schalt — —.“

[22]) Hitzig, Ch.'s Leben und Briefe in Band 5 seiner Ausgabe der Werke Ch.'s Nr. 27 gegen Ende.

Eine neue Reise nach Frankreich plant er allerdings, aber wie ganz anders äußert er sich diesmal darüber! — März 1805 schreibt er an Varnhagen[23]): „ich gedenke mit keinem scheingrundhabenden Gedanken in Frankreich sofort zu bleiben, wenn es auch soweit kömmt, daß ich, wie ich es wohl hoffe, Anno 6 eine Reise dahin unternehme, sondern will mich bloß umschauen.“ — Als durch den Ausbruch des Krieges die Erfüllung dieser Hoffnung, wie vieler anderen in unabsehbare Ferne gerückt ist, klagt er wohl in einem neuen Briefe an Varnhagen[24]) vom September 1805: „Geld geht dahin — das Griechische erliegt, Euch sehe ich nicht wieder — und nicht 'mein Frankreich, wohin mich zu ziehen Gewicht an Gewicht sich hängt —“ und in einem andern an Hitzig[25]) vom November desselben Jahres: „fern auf einem mir nicht erfreulichen Zuge gegen niemand oder mein Frankreich, dem ich mehr Freuden und Hoffnungen geschlachtet habe, als ich zu sagen vermag, hat Deine Erinnerung mich süßtönend heimgesucht —,“ doch sieht er diese Reise mehr als Pflicht der Pietät an und nennt sie in diesem Briefe, in einem andern an Varnhagen vom Januar 1806 und einem dritten an letzteren allein eine Pilgrimschaft, die unternommen werden muß, und gewissermaßen als Amulet will er „seinen Lessing“ mit in Frankreich haben. — Und wenn ihn auch das Bewußtsein, gegen sein Geburtsland in Waffen zu stehen, und die sonstigen „Widersprüche, die auf ihm lasten,“ so tief niederdrücken, daß er den Ausspruch Varnhagens: „Kein Volk, kein Vaterland, einzeln müssen wir's treiben“, wie einen Lichtstrahl begrüßt, der in seine gegen den Zwiespalt und die Verwirrung ringende Seele fällt, so weiß er sich doch eins mit „seinen lieben, deutschen Freunden,“ die er mit „echt deutschem Handschlag begrüßen,“ an deren Brust er „köstliche Thränen weinen“ möchte, sein Wirken für deutsche Litteratur, sein Musenalmanach steht im Mittelpunkt seines geistigen Interesses, und in demselben Briefe[26])

---

[23]) ebenda Nr. 16 Mitte.

[24]) ebenda Nr. 25 gegen Ende.

[25]) ebenda Nr. 29 Anfang.

[26]) ebenda Nr. 63 Absatz 6.

in dem er die im gegensätzlichen Sinne gedeutete Äußerung thut: „Für mich ist in diesem Jahrhundert kein Degen gewachsen —," ruft er fast unmittelbar dahinter aus: „Und mein schönes, vielgeliebtes Deutschland! — mein Sachsen, Halle, meine Vaterstadt!" — Wenn noch ein geringer Zweifel an seinem schon jetzt ausgebildeten Deutschtum besteht, so beseitigt ihn der herrliche Brief an Varnhagen[27]) vom November 1806, in welchem er ihm Kunde giebt von der schmählichen Übergabe von Hameln, der mit den tief empfundenen Worten: „Ein neuer Schimpf haftet auf dem deutschen Namen, es ist vollbracht, das Schmähliche, die Stadt ist über," beginnt und gegen Schluß folgenden Entschluß enthält: „Ich begehre nach Frankreich, dort will ich mich eine Zeit verbergen, bis ich wieder unter Euch mich einfinde, denn ein Deutscher, aber ein freier Deutscher bin ich in meinem Herzen und bleibe ich auf immerdar." — Auf Ehrenwort Kriegsgefangener, erhielt Chamisso einen Paß nach Frankreich. Noch aus Deutschland, am 3. Dezember 1806, schreibt er wieder seinem Freunde[28]): „Auf der Pilgrimfahrt bin ich begriffen nach dem Mutterlande, doch verarmt und des Segens Eurer Umarmung beraubt, zieh ich hin! — An all die Freunde berichtet meinen Gruß und laßt Gebete ergehen, daß sie meiner nicht vergessen; ein deutscher Student will ich fortan leben und sterben." Sechs Tage später bereits aus Paris[29]): „Mein Vater ist gestorben, meine Mutter ist gestorben — —. Meine Angehörigen sind alle Familienstämme, sie lieben mich unaussprechlich, aber nur ein Fremder kann ich in ihrem Hause sein — ich habe kein Haus mehr, wo ich wohne. — Wo ist unsere schöne Schwärmerei, Jugend und Kraft — wo? Die Luft, die man hier einsaugt, ist so schwer wie Dukatendampf." — Der Aufenthalt in Paris kommt ihm vor, wie „ein bedrängtes, geschuckeltes Leben im Postwagen"; ohne Ruhe und in schlechter Stimmung fühlt er sich, und von der Zukunft schweigt er am liebsten. „Laßt die Zeiten gehen und kommen," schreibt er um Weihnachten 1806 an

---

27) ebenda Nr. 65.

28) ebenda Nr. 66 Absatz 2 und 5.

29) ebenda Nr. 67.

Varnhagen[30]), „Paris kann eine Schule sein, Frankreich ist mir verhaßt, und Deutschland nicht mehr und noch nicht wieder.“ Als sein Freund ihn damit zu trösten sucht, daß er ein Vaterland finde, wohin er sich nur wende, antwortet er wie der Wandrer Schmidts von Lübeck: „nein, es verhält sich anders, wo auch ich sei, entbehr' ich des Vaterlandes. Dort ist der Boden mir und dort die Menschen fremd, — drum muß ich immer mich sehnen.“ — Doch schon denkt er an Rückkehr zu seinen Freunden: „Gehst Du, so schreibt er Januar 1807 an de la Foye[31]), der gleich ihm in Frankreich weilt, nach Deutschland, wollen wir vielleicht eines Weges zusammenreisen. Dorthin sehne ich mich und werde, so Gott will, ob auch kein Geringes opfernd, gehen.“ Ende April ruft er seinen Freunden zu[32]): „Ich werde kommen! so nicht der Himmel bricht, und die Erde, drauf ich fuße, umschlägt“, und der letzte Brief aus Frankreich an die gleiche Adresse[33]) schließt mit den Worten: „Auf kurze Zeit noch getrennt, und vielleicht dann auf ewig verbunden, — ich habe Euch und Eurer Liebe sowohl, als meiner innern Notwendigkeit geopfert; der Eurige auf ewig und in des Wortes verwegenster Bedeutung.“ —

Den wichtigsten und entscheidendsten Abschnitt auf Chamissos Lebenswege, bemerkt Fulda sehr richtig, bildete nach der Rückkehr seine Entlassung aus dem Militärdienst am 11. Januar 1808. — Hätten sich jetzt auch, setzen wir hinzu, die andern Bedingungen erfüllt für Erreichung des Lebenszieles, dem er bald bewußt, bald unbewußt entgegenstrebte, „ein freier Deutscher zu sein und in Deutschland unter gleichstrebenden Freunden in einer seinem Wesen angemesseneren Stellung zu leben und seiner Muse zu dienen,“ so wäre zwar nicht das Bild der Heimat oder vielmehr der Geburtsstätte auf ewig aus seiner Seele geschwunden — dazu war er zu gemütvoll —, wohl hätte er aber nimmer Frankreichs Boden betreten, und Deutschland hätte ihn schon Jahrzehnte früher in

30) ebenda Nr. 68 gegen Ende.
31) ebenda Nr. 72 Anfang.
32) ebenda Nr. 75 Anfang.
33) ebenda Nr. 80.

Wirklichkeit seinen Sohn nennen können. Leider lagen die damaligen Verhältnisse nach allen Seiten hin so ungünstig wie möglich. An eine Lebensstellung für unsern Dichter war vorderhand nicht zu denken, die allgemeine politische und sociale Lage höchst unerquicklich, aus dem Freundeskreise schwand einer nach dem andern, das Interesse für Poesie das denkbar geringste; kurz „Deutschland war noch nicht wieder.“ — Bitter klagt er in einem Briefe aus dem Dezember 1808[34]) über „die Leere, worin die Umstände ihn Schwebenden verlassen, daß ihm wie dem Satan Miltons die Fittige sinken; sie matte ihn bis in den Tod ab und versenke ihn, wie in den höchsten Regionen der Atmosphäre, in trägen Schlaf.“ Immer stärker wird „die Dosis Verzweiflung im Leibe“: „der[35]) sonstigen Welt, die ihn mit allen ihren Blüten mehr und mehr wie die Orchis foetida anekele, abgestorben, möchte er ein stilles Leben auf eignem Grund und Boden führen, bis etwa ein wohl zu ersehender, deutscher Krieg, ihn erfassend, ihm einen würdigen Untergang winke, dem er gern folge.“ — Weit entfernt also, die verzweiflungsvolle Lage seinem Adoptivvaterlande zur Last zu legen und in unfreundlichen Worten gegen dieses seinem gepreßten Herzen Luft zu machen, erscheint ihm vielmehr der Opfertod für dasselbe ein schönes, wünschenswertes Ende. „Nur erleichtern könnte ihm das, was er hier beschaue, eine nochmalige Reise nach Frankreich,“ wenn sie notwendig würde. Einige Male weist er Stellungen, die ihm Geschwister, Verwandte oder Gönner in Frankreich beschaffen, als nicht anstehend zurück, vergl. 35; schließlich giebt er dem Wunsche der ersteren nach und entschließt sich die Stelle eines Professors am Lyceum zu Napoleonville anzunehmen. — Den seltsamen Bescheid, den er bei seiner Ankunft vom Anstaltsdirigenten erhält: Kein Platz sei am Lyceo, wohin ihn die Behörde gewiesen, vakant, mag er sich wohl nicht sehr zu Herzen genommen haben, doch wieder ist es das Leben in Frankreich und besonders in Paris, das ihm unerträglich dünkt. „Ich befinde mich“,[36]) schreibt er im

[34]) ebenda Nr. 87 Absatz 2.
[35]) ebenda Nr. 89 Absatz 4.
[36]) ebenda Nr. 104 Absatz 2.

Februar 1810, wie eine Postschindmähre zwischen den Sporen eines Fähnrichs, der ohne Urlaub zu seiner Schönen reitet," und gleich setzt er, einige Zeilen weiter, hinzu: „Komm ich einst, so empfangt mich gut und liebevoll, denn ich thue dann nur meinem Herzen den Willen." — „Meine feste Idee ist," heißt es in einem Briefe[37]) vom März 1810 an Hitzig, „nach Berlin zurückzugelangen und ein Student zu werden." —

Solange er Deutschland fernbleiben muß, bemüht er sich, in Frankreich wenigstens „deutsch zu leben und seinen deutschen, ruhigen Weg fortzulieben, -dichten und -trachten" und wiederholt äußert er, daß er sich als Deutscher und zwar als Norddeutscher fühle. — Von der Zeit, die nun folgt, sagt Chamisso selbst: „Der Zufall, das Schicksal, das Waltende entschied abermals über mich, ich wurde in den Kreis der Frau von Staël gezogen." Diesen Aufenthalt bei der „großartigen, wunderbaren Frau," auf deren Landgut er „unvergeßliche Tage" verlebt, verdankt er viel, sehr viel. Denn wenngleich wir nach der mit Absicht eingehender behandelten Entwicklung des Nationalgefühls unseres Dichters unmöglich Fulda[38]) darin Recht geben können, daß jetzt erst der Durchbruch der deutschen Nationalität erfolgt sei, so ist seine andere Behauptung zweifellos wahr und ebenso wichtig, daß das vollständige Berufsbewußtsein als Naturforscher — zunächst als Mediziner — in diese Zeit fällt. Freilich befruchtete und stärkte eins das andere: Chamisso wurde deutscher, weil er in Deutschland ein bestimmteres Berufsziel vor Augen hatte; andrerseits verfolgte er um so sichrer den gewählten Berufsweg, weil er sich schon so gut deutsch fühlte. Dieser Lebensplan macht sich fortan in seinem Innern mit unabweisbarer Kraft geltend und überwindet siegreich alle Gegenpläne, Schwierigkeiten und Bedenken, die sich bei schwieriger, allgemeiner Lage und so wenig geregelten Privatverhältnissen naturgemäß hin und wieder einstellten. Das beweisen zur vollsten Genüge die ferneren Briefe,[39]) auf die im allgemeinen hinzuweisen genügen

37) ebenda Nr. 105 Absatz 2.

38) K. Fulda (vgl. 13): S. 114.

39) besonders die aus Coppet datierten Briefe.

dürfte, das beweisen insbesondere Worte des Dichters, die er später einmal in Bezug auf die Schicksalswendung dieser Zeit äußert: „So trat ich erst jetzt handelnd und bestimmend in meine Geschichte ein und zeichnete ihr die Richtung vor, die sie fortan unverwandt verfolgt hat.“ — Im Herbst 1812 ist er wieder in Berlin und studiert mit Eifer Medizin und Naturwissenschaft. „Ich bin,“ schreibt er an de la Foye,[40]) „einmal mit mir und der Welt in Eintracht und aus der Lüge heraus. Ich habe verständig gewählt und ausgeführt und bin einmal, was ich heiße, und heiße, was ich bin — das ist studiosus medicinae der Universität Berlin. — Ich bin ruhig und heiter und spinne in mir den alten Wurm ein.“

So war das Jahr 1813 erschienen, das Geburtsjahr unserer Dichtung. Alle persönlichen Äußerungen Chamissos über seinen damaligen Gemütszustand und seine Auffassung der Zeitverhältnisse scheinen uns in vollem Einklange zu stehen mit dem Bilde, das wir uns eben von seinem Innern entworfen haben. — An Varnhagen, dem er sich immer am treuesten und rückhaltlosesten offenbart, schreibt er bereits aus Kunersdorf,[41]) wo ihm ein wohlwollender Universitätsprofessor einen ruhigen, gegen die Wirrsale draußen geschützten Aufenthalt verschafft hatte: „Nachdem, ich darf sagen, der klareren Einsicht von Ehrenmännern nachgebend, ich unterlassen, was ich zu thun bereit war, mich nämlich unter die grünen Jäger zu mischen, müßt ich mir selber ein ungünstiges Urteil fällen, wenn andere Gründe, als die ich zur Zeit in Erwägung gebracht, mich jetzt eine andere Stelle thätig in diesem Kriege begehren ließen, als die mir die natürlichste bedünkte. In einem Kriege gegen Frankreich darf ich, kann ich — der Kerl, der ich bin, — nichts für mich haben wollen; aber in einem Kriege für Norddeutschland hätte ich wohl meine Knochen zu Markte tragen können, und ich war erbötig, es zu thun, — und es kann wohl noch etwas derart vorkommen, ich helfe hier den Landsturm exerzieren, und kommt es zu einem Bauernkriege, so kann ich mich wohl darein mischen — pro aris et focis — mit Euch unterzugehen will ich nicht verneinen.“

---

40) Hitzig (vgl. 22) Nr. 143.

41) ebenda Nr. 146.

Mit diesen Worten zusammengehalten, erscheint uns jener zur Deutung der Dichtung mit solchem Nachdrucke herangezogene Ausruf: „Nein, die Zeit hat kein Schwert für mich, nur für mich keines!“ erst in dem rechten Lichte. Für wen er das Schwert ergreifen möchte, bleibt danach nicht mehr zweifelhaft; Rücksichten verbieten ihm leider, das, was er mit jedem wahren Deutschen fühlt, mit dem Schwerte in der Hand zu bethätigen. Die Annahme vollends, als hätte er einer starken Sehnsucht nach Frankreich im Peter Schlemihl poetischen Ausdruck geben wollen, erscheint nach allem rein unmöglich.

Etwas allgemeiner und sozusagen offizieller äußert er sich über diese Periode in viel späterer Zeit[42]): „Die Weltereignisse vom Jahre 1813, an denen ich nicht thätigen Anteil nehmen durfte, — ich hatte ja kein Vaterland mehr oder noch kein Vaterland — zerrissen mich wiederholt vielfältig, ohne mich von meiner Bahn abzulenken. Ich schrieb in diesem Sommer, um mich zu zerstreuen und die Kinder eines Freundes zu ergötzen, das Märchen Peter Schlemihl, das in Deutschland günstig aufgenommen und in England volkstümlich geworden ist.“

Wenn nun jemand behaupten wollte, diese immerhin peinliche Lage und unerquickliche Stimmung des Dichters, welche jene böswilligen Bemerkungen takt- und gefühlloser Menschen, von denen Fulda spricht, noch verschlimmert haben mögen, sei eine Quelle gewesen, aus welcher er manche kleineren Züge und Stimmungsbilder für seinen Schlemihl geschöpft haben kann, oder wenn M. Koch in seinem Aufsatze: „Zum Gedächtnis Adalbert v. Chamissos“ meint,[43]) er habe manches persönliche Erlebnis darin verarbeitet, so wäre dagegen nichts einzuwenden. — Sind wir aber deshalb gezwungen oder nur berechtigt, im Schlemihl ein Selbstporträt des Dichters zu sehen und für die Idee des verlorenen Schattens die Vaterlandslosigkeit einzusetzen? Doch höchstens nur dann, wenn sich diese Idee einheitlich durchführen läßt, und auf diesem Wege jene Lebenswahrheiten enthüllt werden können, die nach Chamissos

42) ebenda Nr. 80.

43) Langs Wochenschrift: Im neuen Reich. 1881. Nr. 7. S. 235.

eigenen Äußerungen in der Dichtung verborgen sind. — Wie steht es aber nun damit? — Schlemihl verkauft leichtsinniger Weise seinen Schatten für Geld: dies ist der Ausgangspunkt der Dichtung, der bis zum Schluß nicht aus den Augen gelassen wird. Das Gefühl, sagt Barthel[44]) sehr richtig in seinen Vorlesungen über die deutsche Nationallitteratur der Neuzeit, daß Schlemihl sündlich gehandelt, verleugnet sich in Chamissos Darstellung auf keiner Seite. Können wir oder kann der Dichter sich selbst etwas auch nur entfernt Ähnliches in Bezug auf sein Geburtsland oder Adoptivvaterland zum Vorwurf machen? — Fulda, bei dem freilich immer das biographische Interesse im Vordergrund steht, bemüht sich auch diese Schuldfrage, deren Berechtigung er in wohlthuendem Gegensatz zu anderen nicht in Abrede stellt, zu bejahen: freilich nur mit Hilfe der etwas verschwommenen Voraussetzung, daß jeden Menschen eine Schuld drückt. „Und hatte Chamisso wirklich eine solche Schuld zu büßen?“ fragt er sich in seiner erwähnten Schrift und antwortet hierauf[45]): „Nicht eine besondere wissentliche Schuld zwar, wohl aber jene allgemeine, die auf allen Menschen lastet und auf den besten oft am schwersten, die wir gewohnt sind, Geschick, Fügung, Notwendigkeit zu nennen, die aber doch der einzelne als Schuld und Buße empfindet.“ — Man mag diese Ausführung tief gedacht und geistvoll nennen, den Vorwurf der Unbestimmtheit wird man ihr wohl kaum ersparen können. Auf solche Weise läßt sich für jeden Menschen und für jedes Vergehen die Schuld erweisen.

Im weiteren Verlauf der Fabel wird der Schatten als etwas an und für sich Wertloses dargestellt, das nur aus praktischen Gründen erhalten werden muß, weil das Urteil der blöden Menschen viel Wert darauf legt. Chamisso giebt in der Vorrede zu der französischen Übersetzung des Peter Schlemihl, indem er sich über all' die an ihn gerichteten, klügelnden Fragen lustig macht, eine scherzhafte, physikalisch-technische Erklärung des Schattens und nennt ihn am Schlusse nach dem französischen,

---

44) Barthel, Vorlesungen über die deutsche Nationallitteratur der Neuzeit. 9. Aufl. v. Röpe. Gütersloh 1879. S. 317.

45) K. Fulda (vgl. 13): S. 126.

technischen Ausdrucke: le solide das Solide. Dieses bezeichnende Oxymoron kann füglich doch nur so gedeutet werden: der Schatten ist, ideell betrachtet, etwas Nichtiges, Wertloses; in der Wirklichkeit des menschlichen Lebens aber spielt er eine große Rolle, er ist etwas „Solides“ in dem prägnanten Sinne, wie wir das Wort jetzt noch oft brauchen. — Können wir nun nach obiger Darstellung eine derartige Auffassung des Vaterlandes beim Dichter voraussetzen und besonders in dem Zeitpunkte der Entstehung Peter Schlemihls? — Der Dichter läßt Schlemihl zu Beginn des neunten Kapitels eine bessere, ideale Welt träumen, in der dieses Schein- und Schattenwesen gefallen ist, in der Menschen und Dinge keinen Schatten werfen. Wäre das nicht geradezu ein Loblied auf den Kosmopolitismus? und lag irgend etwas dem Dichter, der sich mit dem deutschen Wesen schon so innig vereinigt fühlte, der es so schmerzlich empfand, in dem herrlichen Freiheitskampfe aus Pietätsrücksichten nicht das Schwert ergreifen zu dürfen, ferner als diese Absicht? — H. Kurz äußert sich in seiner Geschichte der deutschen Litteratur[46]) hierzu folgendermaßen: „Da brachte man heraus, daß Chamisso unter dem Schatten nichts anderes habe bezeichnen wollen, als das Vaterland; Heimat und Muttersprache, sagte man, hängen ja beide nach göttlicher Ordnung mit dem Menschen aufs engste zusammen; wer das Vaterland aufgeben muß, wie Chamisso, muß sich durch diesen Verlust unglücklich fühlen, denn er ist in der Fremde wurzellos und verachtet. Es scheint uns (d. i. Kurz) diese Auslegung durchaus verfehlt; eben weil das Vaterland für den Menschen so bedeutsam ist, hat es Chamisso durch den Schatten, dieses nichtigste aller Dinge, unmöglich bezeichnen wollen.“ —

Und mit diesem wehmütigen Gefühlsergusse, diesem trübseligen Selbstportrait, fragen wir uns weiter, sollte Chamisso „sich haben zerstreuen, Hitzigs Frau und Kinder ergötzen und andere zum Lachen bringen wollen? — Heißt das nicht geradezu den Gedankengang der Dichtung verwirren, ihr den idealen Gehalt und damit alle Poesie rauben? Es erscheint in der That wünschenswert,

[46]) H. Kurz, Geschichte der deutschen Litteratur. 3. Aufl. 1891. Band 3. S. 614.

daß dieser Deutungsversuch endgültig und allgemein aufgegeben werde.[47])

IIb. Nicht so schroff sind die Deutungen zurückzuweisen, welche unter dem Schatten Lebensstellung, Familie, Orden, Titel, Leibesgestalt, gesellschaftliches Talent, Befolgung der Mode oder dergl. verstehen; doch werden auch sie sich aus vielfachen Gründen als unhaltbar erweisen. — Auch die Vertreter dieser Ansichten sind recht zahlreich, in Frankreich sowohl wie in Deutschland. Ampère scheint der erste gewesen zu sein, der in der Revue des deux mondes vom Jahre 1840 auf diesem Wege die Deutung verursachte.

Einige von ihnen halten auch bei dieser Erklärung daran fest, daß Chamisso im Schlemihl sich selbst portraitiert und mit dem Schatten jene auch ihm vom Schicksale meist versagten Dinge bezeichnet habe. — Dem gegenüber muß zunächst auf eine Anzahl Stellen aus der Dichtung selbst, sowie aus Briefen und sonstigen Kundgebungen des Dichters hingewiesen werden, in denen er sich geradezu dem Schlemihl gegenüberstellt oder wenigstens von ihm als einer andern, zweiten Person spricht. Wir legen kein Gewicht darauf, daß Chamisso sich zum Adressaten der dem Helden selbst in den Mund gelegten Erzählung macht und sich an eindrucksvollen Stellen mit Namen nennen und anreden läßt; doch muß dies unter jener Voraussetzung auch einigermaßen auffallen. Seltsamer aber muß es uns schon erscheinen, wenn der Dichter im zweiten Kapitel seiner angeblichen Selbstbiographie den Helden gerade an der Stelle, wo er ihn gepeinigt darstellt von wilder Lust am Golde und gequält von bangen Ahnungen von sich (d. i. Chamisso) träumen läßt, wie er an seinem Arbeitstisch ernst und ruhig sitzt zwischen Skeletten, trockenen Pflanzen, poetischen und wissenschaftlichen Werken. — Ein gleiches Dunkel würde sich über jene Stelle des neunten Kapitels breiten, die, wie wir weiter unten sehen

[47]) Auch Fried. Kapp „Die Achtundvierziger in den vereinigten Staaten" in den „Demokratischen Studien" 1861, der sich zur Bestätigung dieser Deutung auf seine eigene Erfahrung im Ausland beruft, vermag uns in unserer Überzeugung nicht wankend zu machen; denn seine Versicherung hebt keine jener zahlreichen Schwierigkeiten auf.

werden, so bezeichnend für die herrschende Idee ist. Als Schlemihl nämlich sich des fluchwürdigen Goldes entledigt, träumt er von einer idealen Welt, einem glückseligen Jenseits und sieht dort nächst Bendel und einigen andern auch Chamisso; sie alle sind hier, wie auch das Licht, schattenlos.

In einem Briefe ferner vom Juni 1819 preist er sich glücklich, eine liebevolle Braut gefunden zu haben, und schreibt wörtlich[48]: „— ich befinde mich dabei sehr wohl, lobe alle Tage Gott, daß ich kein Schlemihl, sondern ein kluger Herr gewesen bin, der seine Sache sehr fürtrefflich gemacht hat." — Zusammengehalten mit dem vierten Kapitel unserer Dichtung kann das doch wohl nichts anders heißen als: „ich habe nicht wie Schlemihl meinen Schatten verkauft und damit meine Aussicht auf viele anderen Lebensfreuden und besonders auf das höchste Glück der Erde, das Liebes- und Eheglück, verloren." — Und als Hitzig mit wenig logischer Übertragung der Idee des Schattens den glücklichen Bräutigam in einer poetischen Epistel feiert[49]:

„— Ja Freund! — Schlemihl —
„Entbehrt" nicht mehr des Schattens — hat ihn dreifach"
„Zuerst den Schatten unsres Preußenaars"
„Der seine Flügel ob ihm breitet —
„— — — — — — Zum zweiten dann
„Den Schatten jener alten, hehren Bäume"
„Den Garten zierend, — — —
„Den dritten Schatten endlich und den schönsten,
„Antonie u. s. w.

da erwidert Chamisso[50]:

„Doch was hab ich Dir gethan,"
„Daß Schlemihl Du mich noch schiltst?"
„Schimpfe nur, Du böser Mann,"
„Immerhin wie Du nur willst."

---

48) Hitzigs Sammlung in Band 6 seiner Ausgabe: Briefe aus den Jahren 1819—1838, Nr. 3.

49) Die poetische Epistel findet sich in Bd. 6 (vgl. 48), S. 84.

50) ebenda S. 86.

Mag also der Dichter mit seinem Helden sich wirklich etwas ähnlich gefühlt haben, mag er zu dessen Charakterisierung einige Züge seiner Persönlichkeit verwandt haben, in dem für die Dichtung hauptsächlichsten Punkte, dem Verluste und Verkaufe des Schattens hat er nichts mit ihm gemein. Diese Auffassung scheint uns auch voll und ganz dem für unsere ganze Frage so wichtigen Gedichte zu Grunde zu liegen, mit dem Chamisso im Jahre 1834 seinen neu aufgelegten Peter Schlemihl in die Welt sendet:

An meinen alten Freund Peter Schlemihl.

Da fällt nun Deine Schrift nach vielen Jahren
Mir wieder in die Hand, und — wundersam!
Der Zeit gedenk' ich, wo wir Freunde waren,
Als erst die Welt uns in die Schule nahm.
Ich bin ein alter Mann in grauen Haaren,
Ich überwinde schon die falsche Scham,
Ich will mich Deinen Freund wie ehmals nennen,
Und mich als solchen vor der Welt bekennen.

Mein armer, armer Freund, es hat der Schlaue
Mir nicht wie Dir so übel mitgespielt;
Gestrebet hab' ich und gehofft in's Blaue,
Und gar am Ende wenig nur erzielt;
Doch schwerlich wird berühmen sich der Graue,
Daß er mich jemals fest am Schatten hielt;
Den Schatten hab' ich, der mir angeboren,
Ich habe meinen Schatten nie verloren.

Mich traf, obgleich unschuldig wie das Kind,
Der Hohn, den sie für Deine Blöße hatten.
Ob wir einander denn so ähnlich sind?
Sie schrie'n mir nach: Schlemihl, wo ist Dein Schatten?
Und zeigt ich den, so stellten sie sich blind.
Und konnten gar zu lachen nicht ermatten.
Was hilft es denn! man trägt es in Geduld
Und ist noch froh, fühlt man sich ohne Schuld.

Andere Vertreter jener Deutungen finden keinerlei Beziehungen auf die Person des Dichters, sondern sehen in Schlemihl irgend einen Pechvogel — dies ist die eigentliche Bedeutung des jüdisch-hebräischen Wortes: Schlemihl — und beziehen die Fabel entweder allgemein auf die Menschheit oder aber auf die deutschen Zustände im besonderen. — So sagt H. Kurz[51]): „Daß Chamisso aber vorzüglich die deutschen Zustände im Auge hatte, scheint daraus hervorzugehen, daß selbst der Reichtum ihn vor Verachtung wegen des mangelnden Schattens nicht bewahren konnte, dies wäre für jedes andere Land unpassend gewesen, während in Deutschland (wenigstens damals war es so) der reichste Handels- oder Fabrikherr vor dem Besternten und Betitelten zurücktreten muß." In erster Reihe wird für unser Urteil über diese Deutungen maßgebend sein, ob sie oder in wieweit sie sich in der Dichtung durchführen lassen.

Der Schatten wird als ein Etwas dargestellt, das ursprünglich jedem normalen Menschen zu eigen ist und in einem natürlichen Zusammenhange mit ihm steht. Schlemihl besitzt ihn, unterschätzt seine Bedeutung für die Welt, stört den natürlichen Zusammenhang und verkauft den Schatten, vom Glanze des schnöden Goldes geblendet: das ist seine Verschuldung.

Lebensstellung nun, worunter füglich doch nur der äußere Glanz, das Ansehen einer solchen verstanden werden soll, gesellschaftliche Gewandtheit, Orden und Titel u. s. w. oder, um mit Ampère zu reden, specialité, notabilité, position sind zwar Dinge, auf die ein kleiner Teil der Menschheit schon mit der Geburt eine Aussicht oder auch ein gewisses Anrecht erhält; Schlemihl aber und die Mehrzahl der Menschen besitzt sie jedenfalls ursprünglich nicht. Und was man nicht besitzt, kann man wohl nicht recht verkaufen. In der weiteren Entwicklung der Handlung erwirbt Peter vielmehr das, was er verloren haben soll; er gilt als Graf, spielt allerorten, wenigstens zeitweise, die größte Rolle, gefällt sich darin und wird sogar als der gute König von Preußen angesehen.

Ferner denke man sich z. B. einen solchen Handels- oder Fabrikherrn jener Zeit, wie ihn Kurz sich vorstellt, und setze ihn

51) H. Kurz (vgl. 46) S. 614.

in die Situation des vierten Kapitels. — Minna, ein Mädchen, schön, rein und edel, hat in dessen Herzen die Flamme tiefer, glühender Liebe entzündet; es ist ihm, als zeige sich eine himmlische Erscheinung. Sie liebt ihn wieder innig, unaussprechlich, selbstlos; „habe Dich im Herzen, Geliebter," schreibt sie ihm in ihrer Angst über das Geheimnisvolle seines Wesens; „fürchte Dich nicht, von mir zu gehen — werde sterben, ach! so selig!" — Die Eltern sind von der Reinheit und Stärke der gegenseitigen Liebe überzeugt und halten mit dem Jawort nicht zurück. — Da kommt die Kunde er sei „schattenlos", sei kein Graf, kein Baron, habe keine Orden, ja nicht einmal einen Titel u. s. w. — Würde da der tragische Zusammensturz ihres reinen, selbstlosen Liebesglückes, den der Dichter so dramatisch, so tiefergreifend geschildert, nicht geradezu wie eine Farce erscheinen? zumal wenn wir hören, daß die tragische Liebhaberin kurz darauf einem schurkischen, untergeordneten Diener Schlemihls angetraut wird, der die Freigiebigkeit und Vertrauensseligkeit seines Herrn dazu benutzt hat, sich reich zu machen. — In vielen anderen Situationen der Dichtung dürfte der Orden- und Titellose, der Mensch, der einer specialité, notabilité, position entbehrt, wohl eine ähnliche, possenhafte Rolle spielen. — Man sieht, diese Deutungen stehen in keinem innern Zusammenhang mit dem Gedankeninhalt der Dichtung und erzielen das Gegenteil von dem, was sie erzielen sollen: sie verwirren, statt zu erklären. Unter solchen Umständen dürfen wir uns nicht wundern, wenn man an der Deutung des sibyllinischen Büchleins völlig verzweifelt, und es ist wohl verständlich, wenn Hofmeister in seiner Programmschrift „Adelbert von Chamisso"[52]) es im Hinblicke auf solcherlei Erklärungen für geradezu unpoetisch erklärt, nach der Bedeutung des Schattens zu fragen[53]). — In einer Hinsicht

[52]) G. Hofmeister: Programm der Charlottenschule in Berlin. Ostern 1883. S. 28, Absatz 2 und S. 29.

[53]) Vergleichungspunkte mit Goethes Faust, auf die Chabozy in seiner Dissertation über das Jugendleben Chamissos: München 1879, S. 31 aufmerksam macht, sind für unsre Frage ohne Belang, weil sie auf rein formalem Gebiete liegen. Dr. Lösch „das böse Prinzip in Goethes Faust und Chamissos Schlemihl" — konnte nicht beschafft werden.

freilich haben die Vertreter dieser Ansichten durchaus richtig und logisch gedacht. Sie setzen das für den Schatten ein, was füglich als Schatten bezeichnet werden kann: Dinge, die an und für sich nichtig und verhältnismäßig bedeutungslos sind, die erst durch das befangene Urteil der Menschen zu der Rolle gelangen, welche sie im Leben spielen.

Der äußere Glanz der Lebensstellung und der Stellung in der Gesellschaft, Orden Titel u. s. w. sind für den tiefer denkenden Menschen, der das Leben philosophisch betrachtet und „das Ding an und für sich" sucht, das φαίνεσθαι, die Erscheinung, dem oft unscheinbaren εἶναι, der Wesenheit gegenüber: ein Gegensatz, der nachweislich vom Dichter oft und ernstlich erwogen worden ist. Dieser Gegensatz zwischen Sein und Schein ist auch der allerdings für Hitzigs Frau und Kinder ebensowenig, wie für manchen andern sichtbare, rote Faden, welcher sich durch das Ganze der Dichtung zieht. Zur vollen Bestätigung dieser Behauptung haben wir nur nötig, uns auf die eigenen Worte des Dichters zu berufen. An jener oben erwähnten Stelle (vergl. 3), wo er von der äußeren Veranlassung zu seiner Dichtung spricht, sagt er wörtlich weiter: „In der That brauchte ich nicht den Baron de Feneste gelesen zu haben, um praktisch allerlei über das φαίνεσθαι und εἶναι vom Leben losgekriegt zu haben." —

Wenn nun aber jene Dinge, die das φαίνεσθαι wohl zu veranschaulichen geeignet sind, diesen engeren Begriff des Schattens, wie er sich in unserer Dichtung herausgebildet hat, nicht ersetzen können, was bedeutet derselbe dann? — Lesen wir den Schluß jenes Einleitungsgedichtes:

Und was ist denn der Schatten? möcht ich fragen,
Wie man so oft mich selber schon gefragt,
So überschwenglich hoch es anzuschlagen,
Wie sich die arge Welt es nicht versagt?
Das giebt sich schon nach 19000 Tagen,
Die Weisheit bringend, über uns getagt;
Die wir dem Schatten Wesen sonst verliehen,
Sehn Wesen jetzt als Schatten sich verziehen,

so scheint es uns fast, als wolle der Dichter die Antwort auf jene Frage der Lebenserfahrung des einzelnen überlassen. Wenn er so alt geworden, als der Dichter selbst — wir beziehen jene Zahl auf das damalige Alter Chamissos, ungefähr 53 Jahre —, so werde er schon erkennen, was sich als ein so wertvolles Schattengebilde herausgestellt, das man um der Menschen willen sich wohl hüten soll, für Geld oder andere Vorteile von sich zu geben. — Soviel aber läßt sich mit Sicherheit behaupten, daß ein Begriff allen Anforderungen entspricht, die man von irgend einer Seite an ihn stellen kann, und daß dieser Begriff zu den vom Dichter gemeinten gehören muß. Derselbe ist auch schon von anderer Seite herausgefühlt. W. Scherer[54]) spricht sich in einer kurzen, litterar-historischen Bemerkung über unsere Dichtung, wie folgt, aus: „Der Dichter hat den Helden zu einem symbolischen Selbstporträt gemacht: Schlemihl heißt ein Pechvogel, und sein eigenes geringes Talent für die Welt, das ihn zur Einsamkeit, zum Verkehre mit der Natur und den ganz natürlichen Menschen hinzog, hat Chamisso diesem Pechvogel geliehen." „Man braucht das aber," fährt er weiter fort, „gar nicht zu wissen, um der deutlichen und glatten, ungesuchten und scheinbar kunstlosen, überall echt episch vorwärts führenden Erzählung mit Interesse zu folgen und irgend etwas Symbolisches darin zu ahnen, sei es auch nur, daß man sich an die Thatsache erinnert fühle, wie oft Reichtümer mit unreinen Händen erworben werden, wie leicht das „Nichts der Ehre" dabei verloren gehe und den Menschen aus der Gesellschaft ausstoße." Wie wir über den ersten Teil dieser Auffassung zu urteilen uns genötigt sahen, ergiebt sich aus der vorstehenden Erörterung; im zweiten Teil hat der berühmte Litterarhistoriker das Rechte gefühlt. Nur scheint es uns, als wenn der Begriff „Ehre" etwas genauer bestimmt werden muß; es ist der so flüchtige „gute Ruf," die „äußere Ehre," im scharfen Gegensatze zur inneren Ehrenhaftigkeit.

Und in der That bieten sich bei der Einsetzung dieser Idee für den Schatten nicht die geringsten Schwierigkeiten, im Gegenteil

54) W. Scherer, Geschichte der deutschen Litteratur, 3. Auflage. Berlin 1885. S. 679.

erscheint alles mehr vermittelt, vertieft und innerlich mehr berechtigt, manches anscheinend Nebensächliche tritt plötzlich in ein schärferes Licht und erhält charakteristische Farben.

III. Peter Schlemihls wundersame Geschichte.

1. Kapitel.

Ein junger Mensch von einem Charakter, der nicht ohne Tiefe und Gediegenheit ist, aber noch der Stätigkeit und Reife entbehrt, verläßt, mit Empfehlungen versehen, das Vaterhaus, um in der Fremde sein Glück zu versuchen. Gerade diese Empfehlungen führen ihn in eine Welt ein, in der die Reize des Wohllebens mächtig auf seine hierfür sehr empfänglichen Sinne wirken. Die Gelegenheit, sich Reichtum zu erwerben, über deren Sittlichkeit oder Unsittlichkeit er sich nicht klar werden kann, die er aber viele unbedenklich benutzen sieht, tritt mit allen Künsten der Verführung an ihn heran: er ist aufgeregt bis zur Kopflosigkeit, „wie ein Mühlrad geht es ihm im Kopfe herum". Mit neuen berückenden Mitteln dringt der Versucher in ihn: der unglückselige Wahn, daß er nur einen nichtigen Schatten hingebe, wenn er seinen guten Ruf dem Reichtum opfere und den Leuten Anlaß zur üblen Nachrede biete, giebt den Ausschlag und reift seinen Entschluß.

Der sittliche Schaden, den er damit an seiner Seele nimmt, ist vielleicht ganz gering, Strafwürdigkeit vor dem Gesetz beschränkt sich in Anbetracht der mildernden Umstände etwa auf eine kurze Freiheitsstrafe: der Schatten des guten Rufes, seine äußere Ehre ist aber unwiederbringlich dahin.

2. Kapitel.

Harmlos tritt er in die Sonne der Öffentlichkeit: da tritt der Fluch der Ehrlosigkeit in seine Rechte. Einfache, schlichte Leute begnügen sich, auf seine Mängel warnend hinzuweisen: er wirft ihnen verständnislos von seinem so leicht erworbenen Reichtum hin. Der Janhagel höhnt ihn und bewirft ihn mit Kot: wieder ist er

froh, seine Gelder zur Abwehr gebrauchen zu können. Als er sich aber zurückzieht und in der Stille der Einsamkeit über sich nachdenkt, da steigt in ihm eine Ahnung von dem Werte der Ehre auf, und er fängt bitterlich zu weinen an. „Um so viel das Gold auf Erden," läßt ihn der Dichter voll Schmerz ausrufen, „Verdienst und Tugend überwiegt, um so viel wird äußere Ehre höher geschätzt als selbst das Gold; und wie ich früher den Reichtum meinem Gewissen (!) aufgeopfert, hatte ich jetzt den guten Ruf für bloßes Gold hingegeben."

Es folgt eine Entladung seiner bedrückten Seele in Gefühlsäußerungen, die ähnlichen Fällen im wirklichen Leben fein abgelauscht sind und meisterhaft psychologisch bis zur hellflackernden Wut empor- und zur stillen Verzweiflung wieder hinabgeführt werden.[55])

Nicht ganz ohne Trost und Stütze bleibt der Unglückliche: in Bendel findet er einen treuen Diener, dessen Anhänglichkeit ihn fortan tröstend durch das Elend des Lebens begleitet und ihm sein düsteres Los ertragen hilft. Beachtenswert ist das Verhalten, welches der Dichter die verschiedenen Geschlechter und Stände dem unglücklichen Verfehmten gegenüber einnehmen läßt. Die Frauen bezeigen, ihrem milden Charakter entsprechend, das tiefste Mitleid, die gedankenlose Jugend Hohn, der streng urteilende Mann hochmütige Verachtung.

Ein schönes, holdes Mädchen, das ihn von ungefähr kennenlernt und mit leuchtendem Auge ihm ihr Interesse zeigt, erschrickt, als sie vernimmt, daß er nach dem Urteil der Gesellschaft ehrlos sei, und läßt — den Kopf sinken.

Noch lebt in ihm die Hoffnung das Verlorene wiederzuerhalten, und er sucht nach Gelegenheit, den verhängnisvollen Tausch wieder rückgängig zu machen, doch alle Bemühungen sind vergeblich.

3. Kapitel.

Schlemihl versucht dieses wertvolle Schattengebilde sich auf künstlichem Wege zu verschaffen; die Leute, welche er dazu benutzen will, antworten ihm nicht ohne Vorwurf, diese „gemachte, erzwungene

---

55) Über den nun folgenden Traum haben wir schon Seite 23 gesprochen.

Ehre würde doch nur eine solche sein, die sich bei nächster Gelegenheit wieder verlöre; wer dies Kleinod verloren, der gehe nicht in die Sonne der Öffentlichkeit und Gesellschaft: das sei das Vernünftigste und Sicherste.“ —

Durch Mitteilung seines schweren Kummers an den treuen Bendel hofft er Erleichterung. Auch dieser steht im Banne des allgemeinen Vorurteiles. Entsetzt bricht er in die Worte aus: „Weh’ mir, daß ich geboren ward, einem ehrlosen Herrn zu dienen.“ Doch nach schwerem Kampfe mit sich selber entscheidet er sich: „Nein, was die Welt auch meine, ich kann und werde um dieses Schattens, dieses „Nichts von Ehre“ willen meinen gütigen Herrn nicht verlassen.“

Etwas kühner wagt er sich wieder unter die Menschen; freilich fühlt er wohl, daß er sich nicht lange an einem Orte aufhalten darf, daß sich überall bald Leute finden, die von seinem Geheimnis den Schleier reißen und es in den sonnenhellen Mittelpunkt des allgemeinen Interesses ziehen.

Bezeichnend und das Grundmotiv der Dichtung, die Geißelung alles Schein- und Lügenwesens, scharf beleuchtend ist das folgende. — Fanny, eine junge Dame, die er in jenem für ihn so verhängnisvollen Hause Johns flüchtig kennen gelernt, begegnet ihm wieder. Der Eindruck, den er in seiner jetzigen, äußerlich glänzenden Lage — welche ihn seltsamerweise schnell die Kunst des leichten, witzigen Geplauders gelehrt, Gewandtheit, ja Verstand gegeben — auf sie macht, erweckt seine Eitelkeit, „jenen Grund, wo der Anker des Bösen am zuverlässigsten festhält.“ — Das alte wohlbekannte Spiel beginnt. Ohne wahres Gefühl heuchelt er lebhaftes Interesse, ein eitler Narr folgt er ihr, vorsichtig sein Geheimnis vor den unzähligen Augen Frau Famas bewahrend,[56]) drechselt ihr Redensarten vor, weicht nicht von ihrer Seite, und wie wohl oft im Leben, findet diese „ganz gemeine Geschichte,“ dieses schnöde Spiel „sogenannter Ehrenleute“ bei der Entdeckung, daß er die Ehre verloren, einen für beide Teile verhängnisvollen Abschluß. —

---

56) so deuten wir die Worte: „durch Schatten und Dämmerung.“

Der Boden brennt ihm unter den Sohlen und das Bewußtsein seiner Ehrlosigkeit im Herzen. Schleunigst reist er ab, und bald trennt ihn die Grenze und das Gebirge von dem Unglücksorte.

4. Kapitel.

Noch hatte der Schicksalsfluch nicht in die empfindlichste Stelle seiner Seele eingegriffen, ein Schlag war ihm noch vorbehalten, der jede Faser seines Herzens bis ins Innerste erbeben lassen sollte.

Die nun folgende unglückliche Liebe Schlemihls zu Mina ist in Charakteristik und Motivierung so tief und vollkommen ausgeführt, so dramatisch und ergreifend dargestellt, daß eine tiefere, allegorische Auffassung schon deshalb als unabweisbar erscheint. Und ist nun die Idee des nicht das Sein, sondern den Schein berücksichtigenden Menschenurteils mit seinen vernichtenden Folgen von jeher einer der besten Vorwürfe für Dichtungen aller Art gewesen? und reiht sich bei dieser Auffassung unsere Dichtung in Anlage und Ausführung nicht an die besten ihrer Art? —

Wir greifen aus der Schilderung dieses Liebesdramas nur Einzelheiten heraus, die für unsere Frage von besonderer Wichtigkeit erscheinen. —

Unter den Gästen des Badeortes, in welchem Schlemihl dank seinem Reichtum und seiner Vorsicht wieder hohes Ansehen und unumschränkte Verehrung genießt, erscheint eines Tages ein „Handelsmann, der Bankrott gemacht hat, um sich zu bereichern," „der allgemeiner Achtung genießt und einen breiten, obgleich etwas blassen Schatten wirft."

Die Einführung dieser Nebenfigur hat nur dann eine innere Berechtigung, wenn wir beim Dichter die bestimmte Absicht voraussetzen, sie mit Schlemihl in einen bezeichnenden Vergleich zu setzen. Welches sind nun die Vergleichungspunkte? — Die plan- und vernunftlos urteilende Gesellschaft macht sich eben einen eigenen Gesetz- und Strafkodex: der eine, ein offenbarer Betrüger, innerlich ehrlos, der zufällig oder durch besondere Schlauheit sich dem Arme des strafenden Gesetzes entzogen, genießt allgemeine Achtung und hat

den breiten Schatten äußerer Ehre, der nur etwas blaß geworden, d. h. etwa durch vereinzelte Urteile Scharfblickender beeinträchtigt ist; Schlemihls Vergehen können wir uns dem gegenüber verschwindend klein vorstellen, er hat aber vielleicht „kurze Zeit gesessen“ oder gerade gegen einen Paragraphen jenes Gesetzkodex der sogenannten Gesellschaft verstoßen, der ihrem blöden Blicke der wichtigste erscheint, und dessen Übertretung sie durch ewige Verachtung und Ausstoßung ahndet. Auf welcher Höhe sittlichen Empfindens der Held der Erzählung sonst steht, läßt der Dichter fast auf jeder Seite durchblicken; insbesondere lassen es hier sein tiefes Verständnis für die edle, selbstlose Mina und andrerseits seine selbstquälerischen Vorwürfe erkennen.

Schlemihls innere Ehre nun und äußere Ehrlosigkeit, des Kaufmanns äußere Ehre und innere Ehrlosigkeit sind die Thatsachen, mit denen Chamisso die menschliche Erkenntnis des φαίνεσθαι und εἶναι in ihrem Werte beleuchten will. —

5. Kapitel.

Mit diesem im Grunde des Herzens edlen, reinen Menschen tritt ein Raskal in Schranken und geht aus dem Wettstreit als Sieger hervor. Welche Ironie des Schicksals! — wie oft freilich kommen ähnliche Fälle im wirklichen Leben vor! — Der spitzbübische, verräterische Diener Schlemihls hatte still ganze Haufen Goldes beiseite gebracht, auf listige Weise das Geheimnis seines vertrauensseligen, unglücklichen Herrn erkundet und fordert nun frech von demselben seine Entlassung, da „ein Knecht ein ehrlicher Mann sein könne und einem Schattenlosen, d. h. nach dem Urteile der Menge Ehrlosen nicht dienen wolle.“ Gleichzeitig teilt er das Geheimnis seines Herrn dem Vater Minas mit und veranlaßt so die verhängnisvolle Katastrophe des Liebesdramas. Wieder so eine epische Nebenfigur, die aber als Folie dichterisch für notwendig angesehen werden muß und vorzüglich geeignet ist, die charakteristischen Farben der Hauptpersonen und der herrschenden Idee ins rechte Licht zu setzen.

Daß die biederen Eltern, „gute, ehrbare, alte Leute,“ sich nicht zu einem freieren, dem allgemeinen Urteile Trotz bietenden Standpunkte

aufschwingen können, erscheint uns folgerichtig und ihrem Charakter entsprechend. Der alte Forstmeister rast vor Wut und Zorn, die Mutter schließt krampfhaft die unglückliche Tochter an sich und schluchzt, diese aber ist wie Arethusa in einen Thränenquell verwandelt. Schlemihls zaghafte Äußerung, es wäre am Ende doch nur ein Nichts, ein Schatten verloren, wird keiner Antwort gewürdigt. Der Frage des Forstmeisters nach den Umständen, unter welchen er seine Ehre verloren, sucht er mit einer Notlüge zu begegnen, um dadurch einigen Aufschub zu erlangen; denn noch hofft er auf Wiederherstellung seiner Ehre. Einer Deutung im einzelnen scheinen diese nebensächlichen Züge, obwohl eine solche durchaus nicht so fern läge, ebensowenig zu bedürfen, wie jeder Zug einer Fabel oder Parabel sie erheischt.

In diesem qualvollen Augenblicke tritt von neuem der Böse mit den lockendsten Versuchungen an ihn heran. „Ein Mittel — so raunt er ihm wieder und wieder zu — giebt es, jenes wertvolle Schattengebilde sich wiederzuerwerben und die arme unglückliche Mina aus des Schuftes Klauen zu befreien.“ Die äußere Ehre läßt sich zurückkaufen, alles ungeschehen machen, freilich nur um den Preis der inneren Ehre. Sprechen wir deutlicher und nehmen wir einen Fall aus dem Leben! Ein Meineid, die gewaltmäßige, heimliche Beseitigung eines belastenden Zeugen stellt Ehre, guten Ruf, Beliebtheit, Ansehen und alle jene Schattengebilde, an denen der Menschen Herz und Sinn so hängt, wieder gänzlich her. Die Frage nach dem innern Wert, nach dem, was man ist, dem εἶναι ist ja der Menschenwelt nebensächlicher, oder die Schärfe ihres Urteiles reicht nicht hin, es zu erkennen. Bezeichnend hierfür sind auch die Worte des Teufels über das X, das die Menschen Seele nennen.

Ein instinktiver Widerwille gegen das Böse helfen Schlemihl mehr als „Grundsätze oder Vorurteile,“ und er geht aus dem schweren Kampf als Sieger hervor.

6. Kapitel.

Bald freilich tritt die Versuchung mit noch mächtigeren Reizen an ihn heran. Unser Dichter hat sie im Märchenton mit phantasie-

vollen Zügen ausgemalt (Vogelnest, Tarnkappe, unbemerkte Gegenwart im Garten des Forstmeisters). — Daß auch diese einzelnen Züge eine allegorische Deutung erhalten, wäre eine Forderung, die das Wesen märchenhafter Fabeldichtung durchaus verkennt. Für uns geht der rote Faden in der Idee weiter, daß des Menschen Herz während der Buße und des Ringens nach dem Guten Versuchungen ausgesetzt wird, die teuflische Erfindsamkeit immer gefährlicher macht.

7. Kapitel.

In diesem neuen Seelenkampfe erlahmt seine physische Kraft zum Segen der geistig-sittlichen; eine Ohnmacht bewahrt ihn vor dem Verlust seiner Seele. „Ein Ereignis war, wie so oft schon in sein Leben, und wie überhaupt so oft in die Weltgeschichte, auch hier an die Stelle der That getreten“ — diesmal ein glückliches, erlösendes. Beweisen auch diese Worte und die folgenden Gedanken über Notwendigkeit, Fügung und Schicksal nicht, daß des Dichters Geist weniger in der Welt der Phantasie und des Märchens, als auf dem realen Boden des menschlichen Lebens sich bewegte? —

Eine wertvolle Erkenntnis ist ihm aus den erschütternden Ereignissen der letzten Zeit erwachsen: das klare Bewußtsein, daß er zwar nicht schwer, doch verhängnisvoll sich vergangen habe und deshalb allein durch die Welt wandern müsse, „ohne Ziel, ohne Wunsch, ohne Hoffnung.“ Doch noch steht er in dem Besitze und dem Banne des Goldes, und daran hält ihn der Teufel, wie an einer starken Kette. Dies ist der Gedanke, welcher das ganze nächste Kapitel beherrscht.

8. Kapitel.

Immer neue Machtmittel schickt der Böse gegen den Unglücklichen in das Treffen. Hohle Philosophie, deren trügerische Sophismen, mit dem Brusttone der Überzeugung und bestechender Gewandtheit der Rede vorgetragen, von jeher für unreife, unglückliche, unstäte Gemüter gefährlich waren, ist der nächste Sturmbock. Schlemihls schwergeprüfte Seele ist dagegen gefeit; sie sucht in der

Philosophie „mehr als ein bloßes Kunstwerk, dessen zierliche Geschlossenheit und Vollendung dem Auge allein zur Ergötzung dient“, und so bleibt sie ohne Eindruck auf ihn. — Besonders stark wird seine dem Guten zustrebende Willenskraft auf die Probe gestellt, als der Graue vor seinen Augen den erlisteten Schatten in seiner ganzen Ausdehnung prunken läßt und ihn dann gar zur Probe ihm anhängt. Auch im wirklichen Leben wird der Versucher seinem Opfer gerade dann am gefährlichsten, wenn er ihm verlorenes Glück vor die Seele zaubert und dessen Wiedererwerb in Aussicht stellt. Und können wir uns nicht dieses Opfer sehr wohl als einen Unglücklichen vorstellen, den die Gesellschaft in Acht und Bann gethan, weil er das „Nichts der Ehre“ verloren? —

In der äußersten Erregung treten ihm Gestalten der alten Zeit vor die Seele. Wie war es mit jenem reichen Kaufherrn John? — Gewiß nicht! — Und doch schwelgte er ja im Vollgenuß alles Erdenglücks, und des Grauen Dankbarkeit sah ihm jeden Wunsch am Auge ab. — „Hatten sie eine Unterschrift von Herrn John?“ fragt er schnell. Lächelnd antwortet ihm der Böse: „Mit einem so guten Freunde hab ich es keineswegs nötig gehabt?“ — „Wo ist er? bei Gott, ich will es wissen.“ — Da zeigt sich Johns bleiche, entstellte Gestallt, und die blauen Leichenlippen bewegen sich zu den schweren Worten:

Justo iudicio Dei iudicatus sum;
iusto iudicio Dei condemnatus sum.

Ist es nun, fragen wir, möglich diese Worte auf etwas anderes als die sittliche Verkommenheit jenes John zu beziehen? und wenn wir mit einem „Nein“ antworten müssen, läßt es sich da leugnen, daß der Dichter gerade in diesem Punkte John mit seinem Helden verglichen wissen will, daß somit unter dem Schatten ein Begriff zu denken ist, der in die Sphäre des Moralischen mindestens hineinragt? — Welcher Unterschied besteht nun zwischen den beiden?

Mit Leib und Seele hat sich John von Anbeginn an dem Bösen überliefert. Der Teufel bedurfte weder seines Schattens,

noch seiner Unterschrift! denn er hatte von vornherein alles, wonach er trachtet. Andere, wie Schlemihl, deren sittlicher Halt größer ist, werden zunächst zu kleineren Vergehen verführt, deren Tragweite sie nicht zu ermessen vermögen, und so um ihre Ehre gebracht. Dadurch aber sind sie in eine Schlinge geraten, der sie dank dem erbarmungslosen, blöden Urteil der Welt sich unversehrt nicht mehr entwinden; nur mit Aufgebot äußerster Willenskraft und unter schweren Opfern retten sie, wie Schlemihl, ihre innere Ehre, ihre Seele.

In voller Klarheit erwacht nun in ihm die Erkenntnis, daß es nur ein Mittel giebt, dauernd den Versuchungen zu entgehen und dauernden Seelenfrieden sich zu verschaffen. Bei allem Leid und allem Unglück, das über ihn hereingebrochen, ist jene Schuld der Jugend erst halb gesühnt, solange das fluchbeladene Gold seine Herrschaft über ihn ausübt. Hinein mit dem klingenden Säckel in den Abgrund, und eine Centnerlast ist ihm von der Seele gewälzt.

9. Kapitel.

Ein nie gekanntes Glücksgefühl durchzieht seine peingewohnte Brust, und erquickender Schlaf senkt sich über seine Augenlider. Befreit von der erdrückenden Last, die menschliche Kurzsichtigkeit und menschliche Gemeinheit auf sie gewälzt, träumt sich seine Seele in eine ideale Welt, wo der innere Wert hellleuchtend jedermann vor Augen tritt. Der äußere Schein, der Schatten, mit dem der Mensch in seiner blöden Urteilsfähigkeit seinen Nächsten umgiebt, ist vor dem sonnenklaren Glanz des innern Seins, der Wahrheit, wie ein Nebel vor den Strahlen der aufgehenden Sonne gewichen. Mina, den ehrlichen Bendel, seinen Freund Chamisso sieht er in diesem Traumgesicht; „es hatte aber keiner einen Schatten, und was seltsamer ist, es sah nicht übel aus, — Blumen, Lieder, Liebe und Freude unter Palmenhainen.“ Das geträumte Eden einer edlen, schwergeprüften Seele.

Nach den Kunstgesetzen der Tragödie — und Schlemihl ist ein recht tragischer Held — hätte hier ungefähr, an diesem Punkte der Entwicklung, die Katastrophe erfolgen müssen, der Tod des Helden. Nicht so die Fabeldichtung. Sie steht in der Nutzanwendung

dem wirklichen Leben noch näher, sie will belehren und Richtschnur fürs Leben geben. Im Leben stirbt's sich nicht immer so schnell wie in der Tragödie.

So stand nun der Dichter vor der Frage: wie muß sich nun mein Held sein weiteres Leben gestalten, um den schwer-erkämpften Seelenfrieden dauernd zu erhalten und andrerseits noch nützlich zu wirken und seinen Lebenszweck zu erfüllen? Gesellschaft und Natur haben immer in einem gewissen Gegensatz gestanden und werden in ihm immer stehen. Ist es nun nicht natürlich und eine Folge innerer Notwendigkeit, daß ein aus der Gesellschaft unverdient Ausgestoßener gerade zur Natur seine Zuflucht nimmt? In ihr und mit ihr arbeiten ist ein unendlich oft im Leben angewandtes Heil- und Schutzmittel für solche Seelenzustände. Bedarf es daher, fragen wir, zur Erklärung dieses Teiles der dichterischen Komposition des Heranziehens von Beziehungen zum Leben des Dichters oder irgend sonstiger litterar-historischen Notizen?

Noch einmal empfindet es Schlemihl tief schmerzlich, von der menschlichen Gesellschaft verfehmt zu sein, doch fördert dies nur die klare Erkenntnis seiner Lage und rückt seinem Auge den neuen Lebenszweck nur näher. Ja, das Schicksal selbst ist es, welches sich nur — und auch das ist im Leben kein seltener Fall — seiner erbarmt, ihn hegt, lenkt und leitet. In der Gestalt eines schönen, blondlockigen Knaben erscheint es ihm, wie jenem Schatzgräber bei Goethe, und reicht ihm die Gabe, die ihn zum Herrn macht des „Feldes, auf dem er künftig ernten sollte."

Sein tragisches Schicksal, das jetzt die Herbheit für ihn verloren, mit dem er sich sogar ausgesöhnt hat, und die vermeintliche Zukunft faßt er in die Worte zusammen:

„Durch frühe Schuld von der menschlichen Gesellschaft ausgeschlossen, ward ich zum Ersatz an die Natur, die ich stets geliebt, gewiesen, die Erde mir zu einem reichen Garten gegeben, das Studium zur Richtung und Kraft meines Lebens, zu ihrem Ziele die Wissenschaft."

10. und 11. Kapitel.

In den letzten beiden Kapiteln, zu deren phantasievollen Ausschmückung den Dichter die eigenen, reichen Kenntnisse, seine Zukunftspläne und Entschlüsse besonders befähigten, die aber nichts, durchaus nichts enthalten, was aus dem Rahmen der Dichtung herausfällt und Beziehung zu seiner oder anderen Personen erheischt, bleibt nur noch eines hervorzuheben.

Noch einmal treten dem Schlemihl beide Personen entgegen, deren Lebensschicksale mit dem seinigen so verhängnisvoll verflochten waren: Mina und Bendel. Auch sie haben das Leben als ein „Gaukelspiel“ erkannt, als einen Mummenschanz, in dem Schatten als Wesen und Wesen als Schatten erscheinen. Auch sie sehen in uneigennütziger, aufopfernden Thätigkeit noch den einzigen Zweck dieses irdischen Lebens und gleichzeitig die beste Vorbereitung zu dem neuen im Jenseits, dessen Wert und Würde sie schon ahnungsvoll empfinden.

IV. Lassen wir die verschiedenen Betrachtungen, denen wir oben Raum gegeben haben, zusammen auf uns wirken, so kommen wir etwa zu folgendem Schlußergebnis.

Mutmaßliche Entstehung der Dichtung.

Wie wir sahen, war Chamisso ganz zufällig auf die Idee „des Mannes ohne Schatten“ gekommen. Mit dem Vorsatze, zu seiner Erheiterung und zur Freude der Frau Hitzig und ihrer Kinder ein lustig Stücklein zu schreiben, begann er die Dichtung; schien doch die schnurrige Idee, über die er mit seinen Freunden schon so viel gelacht, hierfür ein dankbares Thema zu werden.

Als aber die Phantasie die geschaffenen Gestalten zu einander in nähere Beziehung setzte, und die Notwendigkeit vorlag, den Eindruck, den der Schattenlose auf seine Nächsten machte, innerlich zu begründen, da wurde aus dem Scherze unbewußt Ernst, aus der beabsichtigten Humoreske, von der doch herzlich wenig herauszufinden ist, allmählich die tief durchdachte, ergreifende

Erzählung, und unbemerkt hatte sich — das Symbol in den Ideenkreis des schaffenden Dichters eingeschlichen.

Zunächst mag sich unter der Idee des Schattens schlechthin alles Nichtige, Bedeutungslose vor seinen Geist gestellt haben, und viele von den oben erwähnten Gedanken eines Ampère, eines Kurz werden unter der Schwelle seines Bewußtseins hervorgetreten sein. Ob freilich auch Vaterland oder Konfession unter dem Begriff dieses Nichtigen verstanden sein könnten, überlassen wir dem Geschmack und Taktgefühl eines jeden.

In natürlicher Folge machten sich vielleicht weitere Gesichtspunkte geltend, die nicht ohne Einfluß auf die fernere Gestaltung des Stoffes waren: so etwa der Gegensatz zwischen Schein und Sein, ein Gedanke, der dem Ideenkreise unseres natürlichen, allem eitlen, leeren Wesen abholden Dichters seit jeher nahestand. Damit war aber der Sprung auf das sittliche Gebiet gemacht und für die begriffliche Deutung des Schattens ein bestimmter, wenn auch zunächst noch weiter Kreis gezogen.

Daß ferner solche Erwägungen den Dichter unwillkürlich an seine eigenen Schicksale lebhaft erinnern mußten, ist zu selbstverständlich, als daß es einen Augenblick bezweifelt werden könnte. Sein mangelndes Talent für die Gesellschaft, seine gerade, allen Schein geringachtende Seele, sein vergebliches Ringen nach einer festen Stellung, die vielfachen Widersprüche, die auf ihm lasteten: es waren alles Momente, die ihn seinem Helden in gewisser Beziehung ähnlich machten. Nicht wurde aber oder sollte Schlemihl nach seiner Persönlichkeit gebildet werden, sondern zwischen dem Schlemihl, wie er sich nach inneren, dichterischen Gesetzen gestaltete, und dem Dichter fanden sich gewisse Berührungspunkte und zwar vielleicht in etwas höherem Grade und etwas größerer Anzahl als sonst. Daraus mag sich auch der Umstand erklären, daß verhältnismäßig viel persönliches Material verarbeitet worden ist.[57] In wie weit da das schmerzliche Gefühl, daß er jetzt gerade dem Ziele, von Deutschland als Sohn anerkannt zu werden, ferner als je stand,

---

[57]) Chabozy hat in seiner Dissertation (vgl. 53) alles, was hierfür irgendwie in Betracht kommen könnte, eingehend erörtert.

zum Bewußtsein gekommen: wer vermag das zu entscheiden! Sicher nicht soweit, daß der Dichter ernstlich daran gedacht hat, mit dem Schatten das Vaterland zu bezeichnen. Ob auch nur einen Augenblick die Absicht bestanden hat, in der Dichtung ein Selbstportrait zu geben, erscheint uns höchst unwahrscheinlich. Sicher ist, daß mit Einführung des Motivs der Verschuldung die Identificierung der Person des Dichters mit dem Helden der Erzählung zur Unmöglichkeit geworden ist. Chamisso hat mancherlei nicht besessen, was, an und für sich bedeutungslos, im Menschenleben von Wichtigkeit ist. Verkauft hat er aber nichts dergleichen, nie hat er seine Hand zu einem Pakt mit dem Bösen geboten;

Mein armer, armer Freund, es hat der Schlaue
Mir nicht wie Dir so übel mitgespielt:
Gestrebet und gehofft hab' ich ins Blaue
Und gar am Ende wenig nur erzielt;
Doch schwerlich wird berühmen sich der Graue,
Daß er mich jemals fest am Schatten hielt;
Den Schatten hab' ich, der mir angeboren,
Ich habe meinen Schatten n i e verloren.

Dieses Motiv der Verschuldung war wieder ein Gesichtspunkt, nach dem sich die Gestaltung des Stoffes und damit der allegorische Begriff des Schattens weiter verschoben zu haben scheint. Es war notwendig; denn an den völlig Schuldlosen kann der Teufel keinen Anteil haben. Es ergab sich leicht, weil der Schatten als Widerschein einer Wesenheit einen natürlichen Zusammenhang mit ihr hat, den zu stören, eine Sünde wider die Natur ist.

Der Schatten war somit ein an und für sich bedeutungsloses Etwas geworden, das gewissermaßen von Natur jedem normalen Menschen mitgegeben ist, und dessen man sich deshalb nicht entäußern darf. Daß dies „Etwas" andrerseits eine so überwichtige Rolle im Menschenleben spielt, und sein Verlust so tief unglücklich macht, ist die Folge der unzulänglichen Urteilsfähigkeit der Menschheit, die sich allzusehr vom Schein leiten läßt, ohne das Sein gebührend zu berücksichtigen.

So spitzte sich das Symbol zu dem Begriffe zu, den wir in obigen Erörterungen für richtig befunden haben.

Ob es dem schaffenden Dichter bewußt gewesen oder nicht: wer will das entscheiden!

Sollte aber das Gefühlsbewußtsein — und diese Annahme hat einiges für sich — sich beim Dichten nicht bis zum begrifflichen durchgebildet haben, so würde dies unsrer Ansicht nach die Genialität des Dichters und der Dichtung keineswegs beeinträchtigen. Hat doch Goethe und auch sonst fast alle wahren Dichter, wie Barthel an der oben erwähnten Stelle, vergl. 44, bemerkt, bezeugt, daß in ihren Dichtungen weit mehr enthalten sei, als was sie selbst beim Schaffen gewußt und gewollt hätten.

Das sind Vermutungen und Gedanken, wie sie etwa in eine litterar-historische Einleitung gehören.

Auffassung der Dichtung als in sich abgeschlossenes Kunstwerk.

Hierüber bleibt uns nur wenig zu sagen übrig.

Die Dichtung, wie sie uns vorliegt, ist ein in sich abgeschlossenes Ganze, das einen bestimmten, feststehenden Ideengehalt hat.

Von allen Begriffen, durch die man den Schatten zu deuten suchte, ist der unsrige bisher der einzige, der sich einheitlich durchführen läßt; er ist ferner der Schlüssel, der uns einen einheitlichen, tiefen Ideengehalt erschließt.

Die Dichtung ist aus sich und durch sich selbst klar, und es bedarf keinerlei litterar-historischen, aus dem Leben des Dichters oder anderen Verhältnissen herzuleitenden Erkärungen zu ihrem anschaulichen Verständnis: ein Beweis dafür, daß alles Persönliche keinen integrierenden Teil bildet, sondern sozusagen Rohmaterial gewesen ist, das nach anderen Gesichtspunkten, die in der Dichtung selbst lagen, verarbeitet worden ist. —

Lebenslauf.

Ich heiße Julius Schapler und bin katholischer Konfession. Geboren wurde ich in Warschau am 28. April 1860; auf dem Königl. Gymnasium zu Thorn, dem dauernden Aufenthaltsorte meiner Eltern, erhielt ich meine Vorbildung für das Universitätsstudium. — Nach bestandener Abgangsprüfung widmete ich mich auf den Universitäten Leipzig und Straßburg germanistischen und altklassischen Studien. Im Herbste des Jahres 1885 bestand ich in Leipzig die Prüfung pro fac. doc. und trat an der oben genannten Gymnasialanstalt das gesetzliche Probejahr an. Nach dessen Ableistung wurde ich als Hülfslehrer an das Königl. Gymnasium zu Deutsch-Krone versetzt.

Hier bin ich noch gegenwärtig thätig, nachdem ich Ostern 1891 definitiv angestellt worden.